

einem feindlichen Tribunal.“ (482). „Manche möchten gerne glauben, daß ich ... mich mit zunehmendem Alter ‚verschließe‘. Ich antworte ihnen im wesentlichen, daß ich mich früher unter noch ganz anderen Umständen geweigert habe, das Knie vor den aufeinander folgenden Baalen zu beugen, die sich damals Maurrassismus, Hitlerismus, Integritismus nannten. Und jetzt sehe ich andere Baale, die ins Heiligtum einfallen und dieselbe Anbetung fordern ... Ich mag weder Heuchelei noch Einschüchterungen durch sozialen Druck noch intellektuellen Terror. Ich nehme es nicht hin, daß man die schlimmsten Unternehmungen mit den magischen Ausdrücken Fortschritt, Aufbruch, Öffnung oder Erneuerung kaschiert.“ (480f.). Diese Äußerungen sind nicht nur Ausdruck bitterer Erfahrungen, sondern auch einer Sorge um die Entschiedenheit des Glaubens, die bei allzu naiven Bemühungen um „Reformen“ in der Kirche verloren gehen kann. Auf diese Reformen setzte de Lubac, vom Realismus des Kreuzes her, keine großen Hoffnungen. Um diese Einstellung recht zu verstehen, muß man freilich auch auf das achten, was er bei seiner *relecture* der Geschichte des Glaubens, bei seiner Darstellung der Kirche, bei seinem Lob der letzten Päpste, stillschweigend wegläßt. Er wollte die Autoritäten nicht öffentlich kritisieren, selbst wenn z. B. auch er über die Enzyklika „*Humanae vitae*“ nicht glücklich war.

Die deutsche Ausgabe ist erstellt auf der Basis der zweiten, erweiterten französischen Auflage (Namur 1992). Anders als in der Originalausgabe sind die Dokumenten-Beilagen (die etwas mehr als die Hälfte des Buches ausmachen) nicht erst am Schluß abgedruckt, sondern den einzelnen Kapiteln des Haupttextes beigelegt. Dieser selbst ist reicher gegliedert als er es in seiner französischen Fassung war. Angehängt ist dankenswerterweise eine Skizze des Lebenswegs und ein Personenregister. Der Erzbischof von Wien, *Chr. Schönborn*, hat ein orientierendes Vorwort beigelegt. Die Übersetzung selbst – wahrhaftig keine leichte Sache! – ist im allgemeinen gut lesbar und zuverlässig. An ein paar Stellen nur könnte man sich etwas anderes denken, z. B.: S. 75 „*plume à la main*“ wohl besser „mit dem Bleistift in der Hand“ statt „mit gezückter Feder“; „*il avait noté que je voyais juste*“ wohl besser „hatte seine Zustimmung ausgedrückt“ statt „hatte meine richtige Sicht angemerkt“. S. 499: statt „Gewissensforschung“ müßte es heißen „Gewissensrechenschaft“; S. 575: statt „Gegen-Wahrheiten“ besser: „Unwahrheiten“. – Dem Namen „*Amida*“ ist auf S. 317 eine etwas unglückliche Erklärung beigegeben („die höchste Gottheit des japanischen Buddhismus“); besser wäre: „Jener Buddha, der die ihm gläubig Vertrauenden ins Paradies aufnimmt, besonders in einer der japanischen Formen des Mahayana-Buddhismus verehrt.“ – Ein Problem ergab sich aus der zeitlichen Differenz zwischen den verschiedenen französischen Redaktionen und der deutschen Ausgabe: Manches, was in den ersten noch als Präsens oder Futur gelten konnte, mußte in letzterer in Vergangenheitsform gegossen werden. So wird z. B. S. 512f. angemerkt, daß das Manuskript, das laut S. 472 noch in einer Schachtel schlummert, inzwischen veröffentlicht ist. Gut wäre es gewesen, der von de Lubac auf S. 517 gemachten Behauptung, im 6. Band der italienischen Gesamtausgabe seiner Werke fände sich ein Text über die Mystik, von dem „mehr als ein Drittel (S. 39–163) noch nicht auf französisch erschienen“ ist, einen Verweis auf die Fußnote 4 von S. 469 hinzuzufügen. Das „Drittel“ reduziert sich dadurch etwa auf ein Achtel, daß inzwischen die „*Anthropologie tripartite*“ in der „*Théologie dans l'Histoire*“ (I, 1990, 113–199) publiziert worden ist. – Ein Werk allerersten theologischen, spirituellen und biographischen Ranges, eine überreiche Fundgrube! Vielleicht hilft es, die Entdeckung de Lubacs durch deutsche Leser zu fördern. Dem Verlag und dem Übersetzer gebührt Dank für diese Leistung.

G. HAEFFNER S. J.

KRENSKI, THOMAS, *Hans Urs von Balthasar. Das Gottesdrama*. Mainz: Grünewald 1995. 184 S.

Mit seiner Arbeit „*Passio Caritatis. Trinitarische Passiologie im Werk Hans Urs von Balthasars*“ hat sich Thomas Krenski als profunder Kenner von H. U. v. B. erwiesen. Man darf deshalb das neue Buch über den berühmten Schweizer Theologen mit Spannung in die Hand nehmen. Rechnet man das Vorwort, das Verzeichnis der zitierten Publikationen, die Bibliographie und das Personenregister ab, so hat das vorliegende Opus

sechs Kapitel. Diese werden jeweils so dargestellt, daß sie die Aussagen v. B.s mit einer Person, die in seinem Leben eine Rolle gespielt hat, verbinden. K. bemüht sich, in B.s Leben und Werk die Synthese von Biographie und Theologie (bzw. Philosophie und Literatur) auszumachen. B.s Gesprächspartner führen in das Wien und Berlin der frühen Zwanziger Jahre, ins Frankreich der Dreißiger, in die Nachkriegszeit und das Zeitalter einer beginnenden Restauration, in die Krise der späten Sechziger und in die unmittelbare Gegenwart. Im 1. Kapitel (Rudolf Allers oder die Entwicklung der musikalischen Idee, 14–33) finden wir v. B. in Wien. Während dieser Jahre kam er bei Rudolf Allers zu wohnen. Dieser nahm sich des jungen Studenten an, förderte ihn und weckte sein Interesse für die Theologie. Allers war Psychologe, lehrte und praktizierte in der freien Nachfolge Alfred Adlers, übersetzte Anselm und Thomas und war überdies ein einzelnter Pianist. Auch B.s Fähigkeit für die Musik waren außerordentlich. Er besaß nicht nur das absolute Gehör (15), sondern kannte Mozarts gesamtes (sic!) Werk auswendig (24). Später übertrug v. B. die musikalischen Strukturgesetze auf Theologie und Philosophie. Er sprach von der Wahrheit, die symphonisch ist, von der symphonischen Perfektion des Kosmos, von der Verschiedenheit der Instrumente, die zum Akkord des Glaubens zusammenklingen, und von der Liebe, die der Orgelpunkt ist, der unter der ganzen wirren Musik der Weltzeit dauert. Im 2. Kapitel (Erich Przywara oder von den Aufgaben der katholischen Philosophie, 34–54) wird berichtet, wie der gerade in Zürich promovierte Literaturwissenschaftler v. B. in den Jesuitenorden eintrat. Nach dem Noviziat mußte er in Pullach (bei München) die ordensübliche Philosophie studieren. Offenbar gefiel ihm diese überhaupt nicht. Er schrieb später: „Ich hätte mit der Wut eines Samson um mich hauen können, mit seiner Kraft den ganzen Tempel einreißen wollen und mich selber darunter begraben“ (44). Zum Glück traf v. B. auf Przywara, der im nahegelegenen München wohnte. Dieser war ein ausgezeichneter Mentor. „Er zwang einen, die Schulphilosophie in Gelassenheit zu lernen und darüber hinaus sich (wie er es tat) mit allem Modernen zu befassen, Augustin und Thomas mit Hegel, mit Scheler, mit Heidegger zu konfrontieren“ (45). Im 3. Kapitel (Paul Claudel oder das große Welttheater, 55–85) erfahren wir etwas über v. B.s Begegnung mit Paul Claudel. Was hat Literatur (und noch spezieller: Dramatik) mit Theologie zu tun? Es geht nicht darum, die Theologie in eine ihr fremde Form zu gießen. Sie muß diese Form von sich her fordern. Denn Theologie hat nie etwas anderes sein können als Explikation der Offenbarung des Alten und Neuen Bundes. Diese Offenbarung ist aber in ihrer ganzen Gestalt im Großen wie im Geringen dramatisch. Sie ist die Geschichte eines Ringens zwischen Gott und Geschöpf um dessen Sinn und Heil. Das 4. Kapitel des vorliegenden Buches (Henri de Lubac oder Schleifung der Bastionen, 86–122) berichtet davon, daß v. B. von 1933–1937 in Lyon/Fourvière Theologie studierte. v. B. berichtet darüber: „Das ganze Studium im Orden hindurch war ein verbissenes Ringen mit der Trostlosigkeit der Theologie, dem, was die Menschen aus der Herrlichkeit der Offenbarung gemacht haben; ich konnte diese Gestalt des Wortes Gottes nicht ertragen“ (86f.). In dieser Situation trafen die (unzufriedenen) Studenten 1935 auf de Lubac, der nicht in Fourvière, sondern an der Theologischen Fakultät des Institut Catholique Lyon dozierte. Nach de Lubac galt es, die künstlichen Mauern der Angst, die die Kirche zur Welt hin um sich aufgerichtet hatte, zu schleifen. Dies ließ sich besonders von der Patristik her beweisen, „denn Patristik hieß für uns: Christenheit, die noch in den unbegrenzten Raum der Völkerwelt hinausdenkt und die Hoffnung auf die Erlösung der Welt hat“ (88). Im 5. Kapitel wird uns über den Einfluß berichtet, den Adrienne von Speyer auf H. U. v. B. hatte (Adrienne von Speyer oder experimentelle Dogmatik, 123–157). 1940 wurde v. B. Studentenseelsorger in Basel. Bald darauf trifft er auf A. von Speyer, die er am 1.11.1940 in die katholische Kirche aufnimmt. A. von Speyer und H. U. v. B. gründen 1945 das Säkularinstitut „Johannesgemeinschaft“. Dies führt zu Konflikten mit dem Jesuitenorden, dem v. B. angehört. Schließlich verläßt v. B. 1950 den Orden. Es folgen bittere Jahre der Einsamkeit. Erst 1956 wurde v. B. vom Churer Bischof Christianus Caminada inkardiniert und konnte aufgrund der wiedererhaltenen kirchlichen Reputation nach Basel zurückkehren. Im 6. und letzten Kapitel (Robert Rast oder neues Leben in die weltferne Bücherwelt, 158–174) erzählt K. davon, daß v. B. stets versuchte, die (theologische) Theorie in die Praxis umzusetzen. Dies läßt sich z. B. ablesen an der 1941 erfolgten Gründung der „Studenti-

schen Schulungsgemeinschaft“, die v. B. zusammen mit Robert Rast vornahm. (R. Rast trat später in den Jesuitenorden ein, starb aber schon bald im Mai 1946.) Es ist erstaunlich zu lesen, wieviel Zeit v. B. in die individuelle Pastoral investierte. Das Schreiben von Büchern ist dagegen eher eine Nebensache. 1975 bekennt v. B. einmal, „daß Schriftstellerei im Haushalt meines Lebens ein Nebenprodukt und faute de mieux bleibt und immer bleiben wird“ (174). Hinter der pastoralen Arbeit hat „alles Spielen mit der Feder“ zurückzustehen. – Drei Verzeichnisse schließen dieses sehr gute Buch ab. Ich habe es mit Gewinn gelesen. Ein kleiner Hinweis: Der auf S. 13 genannte Artikel von P. Henrici muß natürlich heißen: „Erster Blick auf Hans Urs von Balthasar“. R. SEBOTT S. J.

HANDWÖRTERBUCH ZUR DEUTSCHEN RECHTSGESCHICHTE (HRG). Hrsg. *Adalbert Erler*†, *Ekkehard Kaufmann* und *Dieter Werkmüller*, 39. Lfg. (Sp. 1537–1792). Berlin: Schmidt 1996.

Das HRG enthält diesmal Artikel, die sich um die folgenden Worte und Begriffe gruppieren: Württemberg, Zehnt, Zeit, Zepter, Zeremonialrecht, Zeugen, Zins, Zoll, Zufall. Ich möchte auf einige Stichworte eingehen, die auch für die Kanonistik von Bedeutung sein können. Die *Würde* ist vom Wortsinn her eine positiv bewertete Eigenschaft, die mit Ehre in Verbindung steht und zu Achtung verpflichtet. Wenn man heute von W. spricht, so denkt man im allgemeinen an den Menschen und die Menschen-W. Das frühe Christentum bezog diese Bestimmung des Menschen auf seine Ebenbildlichkeit mit dem Schöpfergott (Gen 1,26) und die Menschwerdung des Gottessohnes. Neben Ambrosius und Gregor von Nyssa trat vor allem Leo d. Gr. für die erhabene „*dignitas humanae naturae*“ ein. In der Neuzeit (und insbesondere im 20. Jh.) gewann der Begriff der W. des Menschen eine besondere Bedeutung, weil er in viele Verfassungen und Grundgesetze aufgenommen wurde. Andererseits ist es nicht leicht zu bestimmen, was man (im juristischen Kontext) eigentlich unter W. zu verstehen hat. Es gibt sogar Autoren, welche die Rede von der Menschen-W. für eine Leerformel halten. – Die *Zahlensymbolik* geht von der Überzeugung aus, daß die Zahlen einen über ihren Zahlwert hinausweisenden Grund und Sinn haben. Bei der Beobachtung der Natur erfährt man regelmäßige Strukturen und Ordnungen in Raum und Zeit, Vielfalt und Symmetrie, Wechsel von Tag und Nacht, Jahreszeiten und Mondphasen. Dies alles führt in den verschiedenen Kulturen zu naturreligiösen und naturphilosophischen, auch astrologischen, magischen und zahlensymbolischen Spekulationen. Auch in der Bibel haben die Zahlen (von 1 bis zu den 200 Millionen Reitern der Apokalypse [9, 16]) neben ihrem Zählwert einen Bedeutungswert. Das größte Bedeutungsspektrum hat die (vollkommene, geheiligte) Sieben; genannt sei sie als Zeichen der irdischen Zeit (Wochentage) wie der Ewigkeit und der ewigen Ruhe (Ruhe Gottes nach den Schöpfungstagen; siebtes Weltalter), der Zeit des Gesetzes sowie der Gnade und des hl. Geistes, daneben als Zahl des Menschen, seiner Tugenden, aber auch seiner Laster (sieben Todsünden). – Als unbestimmter Sammelbegriff bedeutet *Zauberei* Umschreibung einer Gruppe von Handlungen, die auf abergläubigen Vorstellungen beruhen. Der Begriff Aberglaube ist freilich keineswegs eindeutig; er steht jeweils in Relation zu den entsprechenden Religionslehren. Auch im Christentum und der Kirche spielen Aberglaube und Zauberei eine Rolle. Die Bestrafung der Z. hängt eng mit der Einstellung der Kirche zum Dämonenglauben zusammen. In der Kirche des frühen Mittelalters steht dabei der Gedanke noch im Vordergrund, daß Satan zwar existent, aber im Grunde doch überwunden sei. Im Verlauf einer längeren Entwicklung bis zum 13. Jh. verschieben sich die Gewichte in Hinblick auf den Glauben an die Realität der Z. als ein die Menschen bedrohendes Phänomen, das es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Im Zeitalter der Aufklärung erheben sich immer mehr theologische Stimmen gegen den Hexenglauben. Der Glaube an „Mächte und Gewalten“ bleibt aber in der (katholischen) Kirche lebendig; dies läßt sich schon durch deren Festhalten am Exorzismus beweisen. – Der *Zehnt*, eine Abgabe in Höhe des 10. Teils des Ertrags oder des Einkommens, war in vielen Kulturen bekannt. Im A. T. ist neben dem Königs-Z. auch ein kultischer Z. bekannt (vgl. z. B. Lev 27,30–33). Die frühe Kirche hat zunächst kein Z.-Gebot gekannt, da man von den Gläubigen erwartete, daß sie freiwillig mehr als den herkömmlichen Z. für karitative Aufgaben und für den Unterhalt